Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift

Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz

Band: 83 (2012)

Heft: 12: Familienbande : Angehörige in Pflege und Betreuung

Artikel: Die Angehörigen spielen eine wichtige Rolle, sagt Heimdirektor Olivier Schnegg : "Schlüssel zum Verständnis muss von den Familien kommen"

Autor: Nicole, Anne-Marie / Schnegg, Olivier

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-803833

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Angehörigen spielen eine wichtige Rolle, sagt Heimdirektor Olivier Schnegg

«Schlüssel zum Verständnis muss von den Familien kommen»

«Wir müssen die Angehörigen in die Prozesse mit einbeziehen, die im Heim ablaufen.» Von dieser Notwendigkeit ist Olivier Schnegg, der Direktor des Pflegeheims Les Charmettes in Neuenburg, überzeugt.

Interview: Anne-Marie Nicole

Herr Schnegg, nehmen Sie in Ihrem Pflegeheim mit den Bewohnern, den Bewohnerinnen auch ihre Familien auf?

Olivier Schnegg: Ja. Es ist sehr wichtig, die Familie und andere Beziehungspersonen der Heimbewohnenden zu integrieren. Sonst gehen wir das Risiko ein, die Bewohnerinnen und Bewohner nur begrenzt zu verstehen. Indem wir die Angehörigen mit einbeziehen, verhindern wir auch eine symbiotische Beziehung zwischen den Heimbewohnenden und der Institution. Symbiose kann durchaus gefährlich sein. Die Institution kann die Familie nicht ersetzen. Denn jede Familie hat ihre individuelle Geschichte, Funktionsweise und Dynamik. Die Kommunikation hat ihre eigenen Codes, die zu verstehen wir manchmal viel Zeit benötigen, die aber für uns als Fachleute wertvoll sind, um unsere Bewohner optimal zu begleiten und ihren Bedürfnissen am besten zu entsprechen.

«Beim Heimeintritt befürchten die Verwandten immer, hier nicht als Individuen zu gelten.»

Wie läuft die Aufnahme konkret ab?

In den ersten zwei Wochen nach der Aufnahme bitten wir alle zu einem Gespräch: den Heimbewohner, die Heimbewohnerin, ihre Angehörigen und die betroffenen Fachleute – Arzt, Pflegerinnen, Koch, Hauswirtschaftsleiter, Animatorin, Verwaltungsmitarbeiterin. Dank meiner Ausbildung, die mir einen systemischen Ansatz vermittelte, lernte ich, die Situationen global anzugehen. Daher trennen wir die Verwaltungsfragen nicht von den Fragen der medizinischen Massnahmen oder der Organisation des Alltags. Dieses Gespräch bietet die Gelegenheit, unsere fachliche Begleitung zu erläutern und zu zeigen, was unser Heim für die Dauer des Aufenthalts anzubieten hat. Das anwesende Fachpersonal lernt die Erwartungen, Bedürfnisse und Wünsche der Heimbewohnenden und seiner Angehörigen direkt kennen. Als Regel gilt, dass alle von Anfang bis Ende des Gesprächs anwesend sind, damit nicht der Eindruck entsteht, es gebe Dinge, die wichtiger seien als andere.

Welche Fragen beschäftigen die Familien zu diesem Zeitpunkt am meisten?

Manche beschäftigen die Organisation der Mahlzeiten, die Einrichtung des Zimmers, wie oft in der Woche geduscht wird oder die Ausflugsmöglichkeiten. Bei der Aufnahme herrscht immer die Sorge vor, dass die Verwandten auch als Individuum betrachtet wird. Dagegen sind Fragen zu den medizinischen Massnahmen zu diesem Zeitpunkt noch selten. Das ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, dass es Dinge gibt, die man nicht vor allen sagen möchte – obwohl die Fragen und Sorgen der Person, die ins Heim eintritt, alle angehen, die sie von jetzt an im Alltag begleiten werden. Manchmal ist es auch eine Antwort des Kochs, die zum besseren Verständnis der Persönlichkeiten von Heimbewohnenden beiträgt. Daneben werden auch regelmässig Fragen zu den Kosten und zur Finanzierung des Heimaufenthalts gestellt.

Wie wirkt sich der Eintritt in ein Pflegeheim auf die Familiendynamik aus?

Er bringt eine grosse Unruhe mit sich. Der Eintritt kann sich positiv auswirken, weil er eine Sicherheit und Erleichterung

>>

bedeutet. Aber auch negativ, weil er das Ende von etwas bedeutet – es wird sonntags zu Hause keine Familientreffen mehr geben; das Pflegeheim wird das letzte Zuhause sein. Der Eintritt ins Pflegeheim ist auch deshalb eine Belastung für Angehörige, weil sie akzeptieren müssen, dass sich jetzt Fremde um die Eltern oder Ehepartner kümmern.

«Die Familien haben Ansprüche bezüglich Komfort und Service, legen Wert auf helle Zimmer.»

Vertrauen sie ihnen also nicht?
Im Laufe der Zeit habe ich verstanden, dass es nicht so leicht ist, anderen zu vertrauen. Wir sind um eine wohlwollende Haltung bemüht und bitten die Angehörigen, uns zu vertrauen. Wir versichern ihnen, dass alles gut gehen wird, dass sie sich um nichts mehr zu kümmern brauchen. Aber was heisst das? Wir ermöglichen so nur, dass die Familie ihre Verantwortung abgibt. Wir müssen aus diesem formalen und selbstgefälligen Diskurs aussteigen und anerkennen, dass es schwierig ist, mit Gefühlen und Emotionen umzugehen, die die Angehörigen im Allgemeinen durchleben: Trauer, Empörung, Schuldgefühle, Misstrauen, manchmal auch tiefen Schmerz. Das ist der Ausgangspunkt, von dem aus wir beginnen können, ein Vertrauensverhältnis aufzubauen.

Wie entsteht eine solche Dreieckspartnerschaft?
Die Beziehung zwischen Heimbewohnenden, Familie und Institution ist eine Dreiecksbeziehung, die alle Beteiligten ständig neu ausbalancieren müssen, damit eine gerechte Partnerschaft entsteht und damit sich Institution und Familie vor Versuchen schützen können, von den Heimbewohnenden in Besitz genommen zu werden. Um besorgte Familien zu beruhigen, laden wir sie zum Beispiel ein, an den Mahlzeiten und an den Animationen teilzunehmen. So können sie sich eine Vorstellung vom Tagesablauf machen. Diese Möglichkeit nehmen Angehörige nur selten wahr, da die meisten nicht stören wollen – aber doch oft genug, um die Mitarbeitenden zu verunsichern. Sie fühlen sich in solchen Situationen überwacht, zu Unrecht ertappt; sie haben das Gefühl, dass man ihnen nicht vertraut, dass sie es den Angehörigen nie recht machen können. Für sie ist es belastend. Ich habe daher die Aufgabe, das Personal in seinen Fähigkeiten wieder zu stärken und dabei der Familie den Raum zu lassen, den sie braucht, um ein Stück weit die Rolle beizubehalten, die sie als Ganzes verloren hat. Und zwar ohne immer davon auszugehen, dass die Familie die Pflegenden ständig beurteilt. Es ist eine ständige, subtile Arbeit, jedem zu erlauben, seinen Platz zu finden. Diese subtile Arbeit zur Wiederherstellung des Gleichgewichts bildet den Rhythmus für das Leben in einer Institution.

Welches sind die häufigsten Konflikte, die zwischen den Angehörigen und einer Institution entstehen?
Viel öfter als Konflikte sind kritische Bemerkungen, die die Kleidung und die äussere Erscheinung betreffen, zum Beispiel darüber, wie die Pflegenden eine Heimbewohnerin frisiert haben, über die Organisation der Mahlzeiten, die Ausflüge oder das Angebot an Aktivitäten. Die Bereitschaft zum Dialog und zum gegenseitigen Austausch über die Ursachen dieser Unzufriedenheiten führt meistens zu einer Entdramatisierung und Entschärfung von möglichen Konflikten.

«Es ist eine subtile Arbeit, der Familie und den Pflegenden zu erlauben, ihren Platz zu finden.»

Verbergen sich hinter diesen kritischen Äusserungen Frustration oder Schuldgefühle?
Das ist möglich. Aber Vorsicht – man sollte nicht zu viel interpretieren! Wir müssen die Menschen auch ernst nehmen und davon ausgehen, dass ihre Bemerkungen begründet sind, ohne immer ein weiteres Motiv dahinter zu suchen. Gerade der Dialog und das Zuhören ermöglichen es, die Menschen kennenzulernen. Schliesslich kommt es darauf an, wie wir die jeweilige Situation einschätzen, um individuelle Lösungen zu finden, die für alle zufriedenstellend sind – für die Angehörigen, die Bewohnerinnen und Bewohner und die Mitarbeitenden. Das ist ein ehrgeiziges Ziel, und wir erreichten es nicht immer.

Welche Erwartungen haben Familien im Allgemeinen?
Die Familien legen Wert auf geräumige und helle Zimmer. Sie haben Ansprüche bezüglich der Serviceleistungen, des Komforts, der Ästhetik, der Animation und Stimulation. Die Familien wünschen sich für ihre Angehörigen eine möglichst gute Umgebung.

Und was möchten die Heimbewohnenden?
Sie reagieren empfindlicher auf die Atmosphäre, das harmonische Zusammenleben, die Wärme der Kommunikation, das Programm der Aktivitäten, das Zusammenleben mit den Tisch- und sogar mit den Zimmernachbarn. Im Allgemeinen suchen sie stärker die Qualität der Beziehungen, sie legen weniger Wert auf Dinge wie die Farbe der Wände. Somit gibt es gelegentlich Diskrepanzen zwischen den Erwartungen der Familie und der Bewohnenden.

Wie kommunizieren Sie mit Familien, die an Stelle ihres Angehörigen denken?
Die grösste Diskrepanz besteht in der Vorstellung von Aktivität und Inaktivität. Für die Angehörigen ist Aktivität ein Zeichen von Leben, Inaktivität dagegen wird mit Depression, Desinteresse und Tod verbunden. Die Familien neigen daher dazu, alles zu fordern, was ihre Väter, Mütter und Partner stimulieren und beschäftigen könnte. Sie wünschen sich aber manchmal gerade Inaktivität, um innehalten und sich auf das nahende Ende vorbereiten zu können. Für das Personal ist es schwierig, mit diesen Spannungen umzugehen. Die einzige Möglichkeit für uns besteht darin, sich mit den Familien zu treffen, mit ihnen zu sprechen und ihnen vorsichtig und keinesfalls belehrend zu vermitteln versuchen, dass nach unserer Erfahrung die Stimulation nicht immer die beste Lösung ist.

Bei all den Bemühungen, die Stellung der Familien zu stärken: Riskieren Sie nicht, die Bewohnenden zu vergessen?
Das neue Erwachsenenschutzrecht wird uns an sie erinnern, falls es nötig ist. Es wird uns verpflichten, systematisch bestimmte Aspek-

te zu berücksichtigen, die wir in der Tat manchmal vernachlässigen, etwa die Selbstbestimmung der Heimbewohnenden und ihre verstärkte Einbeziehung in die Angelegenheiten, die ihn betreffen.

«Stimulation ist nicht immer die beste Lösung. Das müssen wir Familien manchmal vermitteln.»

Was erwarten Sie als Institution von der Familie?

Sie soll uns den Schlüssel für ein besseres Verständnis der Person geben, die in unserem Heim lebt. Auch soll sie uns in Frage stellen und durch ihre Kritik, ihre Beobachtungen und ihre Vorschläge verhindern, dass wir uns im Kreis drehen. Das geschieht nicht von heute auf morgen, sondern erfordert Vertrauen und Offenheit. Entscheidend ist auch der andere Blick der Familie, mit dem sie die Institution betrachtet: Er hilft uns, Situationen zu verbessern, die für die Institution selbstverständlich erscheinen, die die Angehörigen aber für völlig unangemessen halten. Einmal haben uns die Kinder einer Heimbewohnerin mitgeteilt, es habe sie schockiert zu sehen, dass ihre Mutter beim Essen ein Lätzchen trage. Auch wenn sie ohne Zweifel den praktischen Vorteil des Lätzchens erkannt hatten, sahen sie darin mangelnden Respekt und Würdelosigkeit. Die Meinung über die Pflege in Institutionen hängt eben von kleinsten Details ab. Nichts ist unwichtig.

Wo sind die Grenzen, die die Institution den Erwartungen der Familien setzt?

Zunächst diktieren die Finanzierung und die Organisation der Arbeit und der Arbeitspläne unsere Grenzen – auch wenn wir uns da anstrengen müssen, sie anzupassen. Es gibt auch Grenzen in den Strukturen, zum Beispiel die Zimmer mit zwei Betten. Daneben gibt es unsere individuellen Grenzen, die wir für uns selbst setzen, und auch die Grenzen unserer Kompetenzen: «Ihre Mutter ist aufgeregt, wir können sie nicht beruhigen» – solche Grenzen muss man erkennen, benennen und akzeptieren. Jedenfalls darf der Raum, den wir den Familien gewähren, nicht den Rahmen sprengen, der von der Aufgabe der Institution vorgegeben ist. Das bedeutet auch, dass wir prüfen müssen, wie weit wir uns in die Familiengeschichten einmischen dürfen: Eventuelle Konflikte innerhalb der Familie gehen uns nichts an, aber wir können davon betroffen sein, sobald sie sich auf die Pflege von Angehörigen auswirken.

«Angehörige und ihre Eltern haben unterschiedliche Vorstellungen von Aktivität und Passivität»: Olivier Schnegg. Foto: Anne-Marie Nicole

Wie entwickelt sich die Beziehung zur Familie im Laufe eines Heimaufenthalts?

Ich sage gerne, dass die Begleitung im letzten Lebensabschnitt an dem Tag beginnt, an dem die Menschen das Heim zum ersten Mal betreten. Die ersten Schritte sind entscheidend für den weiteren Verlauf der Beziehung und die Qualität der Integration. Die Familienmitglieder und ihre Angehörigen betreten physisch ein Haus, das ihnen gefällt oder nicht. Folglich müssen wir ab diesem Zeitpunkt verfügbar sein, schnell eine Verbindung knüpfen, um über diesen ersten Eindruck hinauszugehen und dadurch der Idee über das künftige Leben der Heimbewohnenden bereits einen Inhalt zu geben. Ich hatte die Gelegenheit, mit ungefähr zwanzig Familien, deren Angehörige verstorben waren, Interviews zu führen. Die meisten erinnerten sich stärker an den Tag, an dem sie im Heim aufgenommen wurden, als an die folgende Zeit. Dass die Institution die Bedeutung und Rolle der Familie berücksichtigt, ist relativ neu.

>>

Gibt es andere Aspekte, die neuerdings das Verhältnis zwischen Familien, Heimbewohnenden und Institution prägen?
Ja, die Beziehung Konsument/Produzent ist neu. Heimbewohnende und ihre Familien konsumieren Dienstleistungen und zahlen dafür einen Pensionspreis. Sie wollen also wissen, wie die Institution dieses Geld verwendet, und einen Überblick über die Qualität der Leistungen erhalten. Heimbewohnende konsumieren, und die Familien haben eine regulierende Rolle. Sie stellen mit Sicherheit hohe Ansprüche, aber das zwingt uns auch, uns immer wieder in Frage zu stellen und unsere Praktiken immer wieder neu zu überdenken. Dazu kommt ein anderes Phänomen, das mit dem Älterwerden zu tun hat: Die Menschen, die die Institutionen aufnehmen, sind immer älter, und daher haben wir es mehr und mehr mit Problemen des Gedächtnisses zu tun. Infolgedessen fragen wir die Familien, ob wir richtig handeln. Denn sie sind es, die uns das geeignete Werkzeug dazu geben.

Sie plädieren dafür, den Familien mehr Raum zum Reden einzuräumen.
Zu Beginn meiner Arbeit als Heimdirektor haben wir eine kleine Gruppe mit Angehörigen gebildet, um sehr einfache Probleme im Alltag zu regeln, etwa die Benutzung des Fernsehers oder die Zugänglichkeit für Rollstühle. Mit der Zeit hat sich der Inhalt entwickelt: Wir konnten eine echte Kultur des Austauschs schaffen, in der es weder Zensur noch Konfliktängste gab. Die Dynamik der Gruppe machte die Menschen gesprächsbereit. Sie erlaubte uns, schwierigere Probleme anzugehen, Frustrationen und Unzufriedenheit zu äussern, aber auch Situationen zu entdramatisieren und Probleme zu regeln. Die Familien liefern sich gegenseitig Lösungen, sie teilen die Erfahrungen. Wir, die Fachleute, fördern das Gespräch, setzen den Rahmen und legen die Regeln fest.

«Seit Jahren lösen sich die Beziehungen zwischen Enkeln und Grosseltern immer mehr auf.»

Was gehen Sie mit Familien um, die sich nicht engagieren wollen?
Unsere Aufgabe besteht darin, die medizinische Pflege und die Begleitung der älteren, unselbständiger werdenden Menschen zu gewährleisten. Das müssen wir gut machen, und den Angehörigen, die es wünschen, müssen wir die Möglichkeit geben sich einzubringen. Sie nutzen diese Möglichkeit oder auch nicht. Wir müssen akzeptieren, dass es Familien gibt, die sich nicht engagieren wollen.

Wie werden sich Ihrer Meinung nach die Beziehungen zu den Familien in der Zukunft entwickeln?
Mit den neuen Familienstrukturen – Patchworkfamilien, Einelternfamilien, Migrantenfamilien – lassen wir das traditionelle Familienmodell, wie wir es noch heute kennen, hinter uns. Die innerfamiliären Beziehungen entwickeln sich ebenfalls: Im Laufe der Jahre habe ich festgestellt, dass sich die Beziehungen zwischen Enkeln und Grosseltern immer mehr auflösen. Die geografischen Distanzen und die generationenbedingten Unterschiede sind grösser geworden, als sie früher waren. Man sieht sich nicht mehr so oft und hat weniger Gemeinsamkeiten. Auch die Vorstellung vom helfenden Angehörigen verschwindet nach und nach. Das hat insbesondere damit zu tun, dass die Frauen in den Familien immer häufiger arbeiten. Es gibt also nicht mehr so viele Kapazitäten, um sich zu engagieren, vielleicht nimmt auch der Wunsch danach ab.

Mitarbeit der Familie erwünscht

1992 richtete das Heim Salem in St-Légier VD eine Familiengruppe ein. Sie ist ein Teil des Prozesses, der das Umfeld der Bewohnerinnen und Bewohner zu integrieren versucht. Konkret entstand die Gruppe aus einer problematischen Situation, die der Sohn einer Heimbewohnerin auslöste und für die die Institution keine Lösung fand. «Wir waren an unsere beruflichen Grenzen gestossen. Von da an war die Mitarbeit der Familien bei der Erarbeitung von Lösungen erwünscht», schreibt Olivier Schnegg in seinem Buch*. Die Gruppe, die den Angehörigen der Heimbewohner Raum für einen offenen Dialog gibt, trifft sich alle vier bis sechs Wochen zu einer Sitzung von anderthalb Stunden. Die Regeln des Gesprächs beruhen auf gegenseitiges Zuhören und der Vertraulichkeit der Diskussionen. Spontan kann so Solidarität zwischen den Familien entstehen, die mit ähnlichen Fragen und Sorgen beschäftigt sind, die Pathologien ihrer Angehörigen betreffen. Eine ähnliche Massnahme führte Olivier Schnegg im Pflegeheim Les Charmettes in Neuenburg ein.

* «Maman est entourée, et nous aussi. La place des proches dans la maison de retraite» («Mama wird betreut und wir auch. Die Stellung der Angehörigen in der Alterseinrichtung»), Éditions Réalités Sociales, 2010, Lausanne.

Bedeutet dies, dass diese Partnerschaft, die für Sie so wichtig ist, verschwinden wird?
Bestimmt nicht. Zunächst: Wegen der steigenden Anzahl der Heimbewohnenden mit kognitiver Beeinträchtigung werden die Institutionen die Familien immer mehr in Anspruch nehmen, um die Geschichte, die Angewohnheiten und die Bedürfnisse ihrer Angehörigen kennenzulernen. Auch wird immer stärker eine Logik des Marktes die Beziehung zwischen Konsumenten und Produzenten bestimmen. Das lässt sich übrigens bereits heute feststellen, wenn Kostentransparenz verlangt wird und wir die Kosten genau darlegen und im Detail erklären müssen.

«Die Familien liefern sich gegenseitig Lösungen. Wir, die Fachleute, setzen die Regeln fest.»

Verhärtet dies die Beziehungen?
Sie werden auf jeden Fall schwieriger. Die Lebensgewohnheiten haben sich verändert – wie die Beziehung zum Geld, zur Freizeit und zur Ernährung auch. Wir werden hinsichtlich der Räumlichkeiten, der Infrastruktur und der Auswahl an Leistungen immer grösseren Erwartungen gegenüberstehen. Die Heimbewohnenden, die sehr genau wissen, was sie wollen, werden immer zahlreicher. Sie gehören zu jener Generation, die sich zu äussern und etwas zu fordern trauen. Wir versuchen, uns auf diese Entwicklung vorzubereiten und diese neuen, komplexen Situationen zu integrieren, insbesondere indem wir die unterschiedlichen kulturellen und generationellen Hintergründe der Heimbewohnenden in die Ausbildung des Personals einbeziehen. Es bleibt die Frage, ob wir unsere Ziele mit den finanziellen Mitteln, die uns zur Verfügung stehen, effektiv umsetzen können. ●

Zur Person: Olivier Schnegg ist Direktor des Pflegeheims Les Charmettes in Neuenburg. Zuvor leitete er von 1991 bis 2008 das Heim Salem in St-Légier VD. Er unterrichtet zugleich an der Fachhochschule für Gesundheit La Source in Lausanne. Als ausgebildeter Sozialarbeiter hat er sich vor allem in den Bereichen Familiensysteme, Palliativpflege und Psychologie des Alterns weitergebildet.

Aus dem Französischen übersetzt: www.translation-probst.com

Anzeige

CURAVIVA.CH
EINKAUFSPOOL · RÉSEAU D'ACHATS

Beim Einkauf Geld und Zeit sparen

Die kostenlose Dienstleistung für alle CURAVIVA-Mitglieder macht's möglich.

Küche/Restauration – Pflege/Betreuung
Hauswirtschaft/Hotellerie – Administration
Technik/Unterhalt – Mobiliar

Spezialkonditionen/Nettopreise bei über 200 Lieferanten aller Bereiche Produktekataloge/Gruppeneinkäufe

Verlangen Sie den persönlichen Internet- Zugangscode oder eine Beratung.

Tel. 0848 800 580
curaviva@cades.ch
www.einkaufcuraviva.ch

Ausgeführt durch / Réalisé par cades

Lucerne University of Applied Sciences and Arts
HOCHSCHULE LUZERN
Soziale Arbeit

Certificate of Advanced Studies
CAS Soziale Arbeit in der Schule

Lernen Sie präventive Konzepte optimal in den Schulbetrieb zu integrieren, ohne dabei Krisenintervention und Beratung zu vernachlässigen. Werden Sie zur kompetenten Fachperson in Schulsozialarbeit!

Dauer: April 2013 bis Februar 2014
Anmeldeschluss: März 2013

Info-Veranstaltung: 15. Januar 2013, 17.30 bis 19.00 Uhr (mit Bitte um Anmeldung an iris.studhalter@hslu.ch).

Weitere Informationen unter www.hslu.ch/c160 und bei Iris Studhalter, T +41 41 367 48 33, iris.studhalter@hslu.ch

FH Zentralschweiz